

Zeitschrift: Illustrierte schweizerische Handwerker-Zeitung : unabhängiges Geschäftsblatt der gesamten Meisterschaft aller Handwerke und Gewerbe

Herausgeber: Meisterschaft aller Handwerke und Gewerbe

Band: 3 (1887)

Heft: 25

Artikel: Die Kunst des Arbeitens

Autor: Hilty

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-578023>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

St. Gallen
24. September 1887

Organ
für die
schweizerische
Meisterschaft
aller Hand-
werke und
Gewerbe,
deren In-
nungen und
Vereine

Illustrierte schweizerische Handwerker-Zeitung

Praktische Blätter für die Werkstatt
mit besonderer Berücksichtigung der
Kunst im Handwerk.

Herausgegeben unter Mitwirkung Schweiz. Kunsthandwerker u. Techniker.

B. III
Nr. 25

Erscheint je Samstags und kostet per Quartal Fr. 1. 80.
Inserate 20 Cts. per 1spaltige Petitzeile.

Wochenspruch:

Wer Andern Gutes thut und öfters damit prahlt,
Erwarte weiter keinen Lohn: er hat sich selbst bezahlt.

Die Kunst des Arbeitens.

(Nach einem Aufsatze des Herrn Professors
Gilty in Bern).

Die Kunst des Arbeitens ist die wichtigste aller Künste. Denn wenn man diese einmal recht verstehen würde, so würde ja jedes andere Wissen und Können unendlich erleichtert werden. Dessenungeachtet verstehen verhältnismässig immer nur Weniger richtig zu arbeiten und selbst in einer Zeit,

in welcher vielleicht mehr als jemals früher von „Arbeit“ und „Arbeitern“ gesprochen wird, kann man eigentlich eine wirkliche Zunahme und größere Verbreitung dieser Kunst nicht auffallend bemerken, sondern geht viel eher die allgemeine Tendenz dahin, möglichst wenig, oder nur für eine kurze Zeit im Leben zu arbeiten, den übrigen Theil desselben hingegen in Ruhe zuzubringen.

Es sind das also, wie es scheint, Gegensätze, die sich ausschließen, Arbeit und Ruhe? Das ist zu allernächst zu untersuchen; denn mit dem bloßen Preise der Arbeit, zu dem Jedermann bereit ist, kommt noch nicht die Lust zu derselben. Und so lange die Unlust zur Arbeit ein so verbreitetes Uebel, beinahe eine Krankheit der modernen Völker ist und sich Jeder so bald als immer möglich dieser theoretisch gepriesenen Sache praktisch zu entziehen sucht, ist von irgend welcher Verbesserung der sozialen Zustände gar nicht die Rede. Sie wären in der That völlig unheilbar, wenn dies Gegensätze wären.

Denn nach Ruhe sehnt sich jedes Menschenherz. Der Geringste und Geistesärmste kennt dieses Bedürfnis und der hochfliegendste Geist sucht nicht ewige Anstrengung; ja selbst die Phantasie hat für ein späteres, glücklicheres Dasein kein anderes Wort gefunden, als das der „ewigen Ruhe.“ Ist die Arbeit nothwendig und die Ruhe ihr Gegensatz, dann ist das Wort: „Im Schweisse deines Angesichtes sollst du dein Brod essen“ wirklich ein Wort des bitteren Fluches, und die Erde in der That ein Jammerthal. Denn in jeder Generation können dann immer nur Wenige ein menschenwürdiges Dasein führen und auch diese — worin der eigentliche Fluch liegt — nur dadurch, daß sie Hresgleichen zur Arbeit zwingen und in der Knechtschaft der Arbeit erhalten. So sehen es in der That die Schriftsteller der antiken Welt an; die harte, hoffnungslose Arbeitsflaverei von Vielen mußte einem Einzigen die Mittel bieten, als freier Bürger eines politisch gebildeten Staatswesens zu leben und noch in unserem Jahrhundert haben die Bürger einer großen Republik, an ihrer Spitze sogar christliche Geistliche mit der Bibel in der Hand, den Satz verfochten, daß gewisse Menschenrassen zur Arbeit für Andere auf ewige Zeiten hinaus erblich verurtheilt seien. Kultur wächst nur auf dem Boden des Reichthums, Reichthum nur durch Kapital-Ansammlung, diese nur aus der Akkumulation der Arbeit derer, die dafür nicht den richtigen Lohn erhalten, ergo aus Ungerechtigkeit. Das sind ja die Sätze, die jetzt im Vordergrund der Diskussion stehen. Wir wollen sie nicht auf ihre relative oder vollständige Wahrheit prüfen, sondern nur so viel als wahrscheinlich behaupten: wenn Alle richtig arbeiten

Schweizerische Handwerksmeister! werbet für Eure Zeitung!

würden, so wäre die sogenannte soziale Frage gelöst und auf einem anderen Wege wird sie überhaupt nicht gelöst werden. Mit bloßem Zwang kann das aber schwerlich jemals gemacht werden und daraus entsteht auch, selbst wenn die physischen Mittel eines Zwanges Aller gegen Alle immer vorhanden wären, keine fruchtbare Arbeit. Es kommt also darauf an, zeitig im Menschen die Lust zur Arbeit zu wecken und damit kommen wir wieder auf den richtigen „pädagogischen“ Boden.

Diese Lust kann nicht anders entstehen als durch Ueberlegung und Erfahrung, niemals durch Lehre und, wie sich leider tagtäglich erweist, auch nicht durch das Beispiel. Die Erfahrung aber zeigt folgendes Jedem, der es an sich selbst erproben will:

Die gesuchte Ruhe ist zunächst nicht in völliger oder möglichst großer Unthätigkeit des Geistes und des Körpers zu finden, sondern umgekehrt nur in angemessen angeordneter Thätigkeit beider. Die ganze Natur des Menschen ist auf Thätigkeit eingerichtet und sie rächt sich bitter, wenn er dies willkürlich ändern will. Er ist freilich aus dem Paradiese der Ruhe verstoßen, aber Gott hat ihm den Befehl zur Arbeit nicht ohne den Trost der Nothwendigkeit derselben gegeben. Die wirkliche Ruhe entsteht daher nur inmitten der Thätigkeit, geistig durch den Anblick eines gedeihlichen Fortganges einer Arbeit, der Bewältigung einer Aufgabe, körperlich in den natürlich gegebenen Ruhepausen, während des täglichen Schlafes, des täglichen Essens und in der kostbaren Ruhe-Nase des Sonntags. Ein solcher Zustand einer beständigen, ersprießlichen, nur durch diese natürlichen Pausen unterbrochenen Thätigkeit ist der glücklichste, den es auf Erden gibt, der Mensch soll sich gar kein anderes Glück wünschen. Ja, man kann sogar noch einen Schritt weiter gehen und hinzufügen: es kommt dann nicht einmal so sehr viel auf die Natur der Thätigkeit an. Jede wirkliche Thätigkeit, die nicht eine bloße Spielerei ist, hat die Eigenschaft, interessant zu werden, sobald sich der Mensch ernstlich in sie vertieft; nicht die Art der Thätigkeit macht glücklich, sondern die Freude des Schaffens und des Gelingens. Das größte Unglück, das es gibt, ist ein Leben ohne Arbeit und ohne Frucht derselben an seinem Ende. Daher gibt es auch und muß es geben ein Recht auf Arbeit; es ist dies sogar das ursprünglichste aller Menschenrechte. Die „Arbeitslosen“ sind in der That die wahren Unglücklichen in dieser Welt. Es gibt ihrer aber so viele (und noch mehr sogar in den sogen. oberen Ständen als in den unteren), welche durch das Bedürfnis zur Arbeit getrieben werden, während die anderen durch falsche Erziehung, Vorurtheil und die allmächtige Sitte, die in gewissen Kreisen die eigentliche Arbeit ausschließt, zu diesem großen Unglück fast hoffnungslos und erblich verurtheilt sind. Wir sehen sie ja jedes Jahr ihre innere Dede und Langweile auch in unsere Berge und ihre Kurorte tragen, von denen sie vergeblich Erfrischung erwarten. Ursprünglich genügte ihnen noch der Sommer, um sich durch etwelche körperliche Anstrengung wenigstens vorübergehend von ihrer Krankheit, dem Müßiggang, zu erholen, nun müssen sie schon den Winter auch dazu nehmen und nächstens werden die Spitäler, zu denen sie bereits unsere schönsten Thäler gemacht haben, das ganze Jahr für diese unruhige Menge offen sein, die Ruhe überall sucht und nirgends findet — weil sie sie nicht in der Arbeit sucht. „Sechs Tage sollst du arbeiten“, nicht weniger und nicht mehr. Mit diesem Recepte würden die meisten nervösen Krankheiten unserer Zeit geheilt werden (soweit sie nicht bereits der Fluch einer Abstammung von arbeitslosen Eltern sind) und die meisten Kurärzte und Frenärzte ihre Praxis einbüßen. Das Leben soll man überhaupt nicht „genießen“, sondern fruchtbringend

gestalten wollen. Wer das nicht einsieht, der hat bereits seine geistige Gesundheit verloren und es ist nicht denkbar, daß er auch die körperliche insoweit behält, als es nach seiner natürlichen Beschaffenheit und bei richtiger Lebensart möglich wäre. „Unser Leben währt 70, und wenn es hoch kommt, 80 Jahre, und wenn es Mühe und Arbeit gewesen, so ist es köstlich gewesen.“ So sollte der Spruch lauten. Vielleicht lag das auch in seinem ursprünglichen Sinne.

Diejenigen Arbeiter sind die glücklichsten, die sich ganz in ihre Arbeit versenken, die darin aufgehen können, die Künstler, deren Geist gänzlich von ihrem Gegenstand erfüllt sein muß, wenn sie ihn erfassen und wiedergeben sollen, die Gelehrten, die außer ihrem Fache kaum noch Sinn für irgend etwas anderes haben, ja selbst die „Originale“ aller Gattungen, die mitunter in einem engen Wirkungskreis sich ihre kleine Welt gebaut haben. Sie haben Alle das Gefühl — vielleicht objektiv genommen sogar mit Unrecht — Arbeit, wahre, nützliche, für die Welt nothwendige Arbeit zu leisten und viele von ihnen erreichen in solcher beständiger anstrengender und vielleicht sogar körperlich wenig gesunder Thätigkeit die höchsten Altersstufen, während die wenig beschäftigten aristokratischen Lebemänner und Mode-Damen, um die prinzipiell am wenigsten arbeitende Menschenklasse der heutigen Welt anzuführen, an ihrer Gesundheit beständig auszubessern haben.

Das Erste, was heute in unserer Welt geschehen muß, ist die Verbreitung der Einsicht und Erfahrung, daß zweckmäßige Arbeit nothwendig zur Erhaltung der körperlichen und geistigen Gesundheit aller Menschen, ohne Ausnahme und in Folge dessen zu ihrem Glück sei.

Neuer Schleifsteinscharfer.

Von R. Bornmüller, Gewehrfabrikant in Suhl.

Ein von dem Graveur Pfeuffer erfundener Steinscharfer-Hobel besteht aus sehr harten, 1 bis 1 $\frac{1}{4}$ Zoll hohen Stahlstiften, zwischen welchen eine scharfe kompakte Masse bis zur ganzen Höhe der Stifte eingepreßt ist; diese wird durch eine gebrannte Thon- oder auch Holzplatte gehalten, die gleichzeitig als Griff dient und bildet dieselbe ein langes Achteck in drei verschiedenen Größen. Beim Gebrauch auf dem Steine, der damit abgehobelt wird, arbeiten beide Scharfkorper gemeinschaftlich und zwar derartig, daß die zwischen den Stiften liegende Masse immer nur eine Kleinigkeit mehr abnimmt, als die Stifte selbst und letztere dadurch soviel bloßgelegt werden, um schmale, egal tiefe Furchen in den Stein ziehen zu können, ohne abzubringen. Dieses Instrument, welches äußerst widerstandsfähig ist, bleibt bis zum letzten Gebrauch gleich scharf und gut und ist der Arbeit entsprechend, sehr lange zu gebrauchen.

Um den Steinscharfer (Steinhobel) mit Vortheil zu benutzen, thut man wohl, runde Schleifsteine, zu denen derselbe gebraucht werden soll, vorher mit dem Meißel gut abzurunden und überhaupt alle Unebenheiten auszugleichen, so daß der Hobel nur noch das genaue Ebener und Schärfer zu vollenden hat. Für flache Steine gilt dieselbe Regel, da überhaupt der Hobel die letzte Arbeit an dem Stein ausübt. Die Arbeit mit dem Meißel ist nur einmal nöthig, wenn der Stein zu unegal ist; später fällt diese Arbeit von selbst weg. Ueberhaupt kommt es vor Allem auf die Härte der Steine an, um selbst beurtheilen zu können, welche Arbeit der Hobel damit leistet, ohne wesentlich abzunehmen. Im Allgemeinen werden geringe Vertiefungen mit dem Hobel selbst ausgeglichen.

Die Anwendung geschieht, nach dem „Polytechnischen Notizblatt“, indem man den Schleifstein mit der linken Hand faßt und denselben durch die Finger langsam fort-